



Ernst-Wilhelm Händler in der
Frankfurter Verlagsanstalt:
Stadt mit Häusern. Erzählungen
Kongreß. Roman
Fall. Roman
Sturm. Roman
Wenn wir sterben. Roman

Ernst-Wilhelm Händler

Die Frau des Schriftstellers

Roman

FRANKFURTER  VERLAGSANSTALT

1. Auflage 2006
© Frankfurter Verlagsanstalt GmbH
Frankfurt am Main 2006
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Laura J Gerlach
unter Verwendung eines Ölgemäldes
von Karin Kneffel (Feuer IV, 1992, 200 x 200 cm)
Herstellung: Thomas Pradel, Frankfurt am Main
Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten
Druck und Bindung: Friedrich Pustet KG, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 3-627-00028-5
1 2 3 4 5 - 10 09 08 07 06

I have no favourite woman at all. You can't love one in particular. I work for women in general.

Azzedine Alaïa

JETZT,
DAMALS

Ich ziehe die Beine an und verschränke die Arme um die Knie, damit ich nicht so zittere. Mich friert, obwohl mir das Wasser aus der Brause, unter die ich mich nach der Wiederbegegnung mit La Trémoille geflüchtet habe, fast Verbrennungen verursacht.

Als ich Kind war, hatten wir zu Hause kein Bad. Wenn ich mir keinen Rat weiß, gehe ich immer unter die Brause.

Die durch mein Badezimmer ziehenden Schwaden von Wasserdampf geben regelmäßig für einen kurzen Moment die Sicht auf den beschlagenen Spiegel frei. Mein Bild versucht, einem Wesen aus Fleisch und Blut täuschend ähnlich zu sehen. Jedesmal bin ich gespannt auf den Übergang von einem Abbild zum anderen, auf das neue Mischwesen, das entsteht, wenn man die Abbilder miteinander vergleicht.

Den Brief von La Trémoille hatte ich ungeöffnet weggeworfen, eine Mail gelöscht, ohne sie zu lesen. Ich habe befürchtet, er würde mich bei einer meiner Lesungen abpassen. Darauf, daß er mir im Schumann's in der Nische auflauerte, war ich nicht vorbereitet.

La Trémoille ist taubstumm. Wenn er auf seinem Palm schreibt, habe ich stets das Gefühl, daß er mich imitiert. Man muß alle Buchstaben in einem Schwung vollenden, damit der Rechner die Schrift erkennt und in Druckbuchstaben umwandelt. Meine Handschrift hat mit derjenigen für den Palm gemeinsam, daß ich nicht absetze, nicht nur bei den Buchstaben, auch bei den Verbindungen der Buchstaben untereinander.

Das Schumann's ist ein Laboratorium für die Macht des Blicks: Sämtliche Ereignisse werden registriert, die geringsten Bewegungen der Gäste protokolliert, eine ununterbrochene Beobachtungskette verbindet Charles Schumann über seine Boys mit den Gästen. Er übt seine Gewalt ungeteilt in

einer bruchlosen Hierarchie aus. Dem Gast wird nicht nur sein Platz zugewiesen, jedem wird ein Körper und eine Geschichte zudiktirt. Von einer allgegenwärtigen und allwissenden Macht, die seine letzte Bestimmung kennt.

Nur der Stammgast kommt in die Lage, seinen Blick zuzuspitzen und in das Verhalten der anderen Gäste einzudringen. Mit jeder tieferen Schicht, die er erreicht, entdeckt er an der neuen Oberfläche Dinge, die er noch nie gesehen hat. Wer seinen Blick zur Waffe machen will, muß Stammgast werden.

Statt mit den Fäusten auf La Trémoille einzuschlagen und ihn mit Füßen zu treten, folgte ich willenlos der Einladung, die er auf den Palm geschrieben hatte, und setzte mich zu ihm. Es genügte, daß er in Richtung Theke sah, sofort kam Roman an unseren Tisch. Er hatte gerade eine neue Kellnerschürze angelegt, im Gehen band er sie zu. Nie trinke ich zuerst etwas anderes als einen Manhattan medium mit Canadian Whiskey, ein Teil Whiskey, ein Teil roter Wermut, ein Teil Cocktail-Wermut. La Trémoille orderte eine Kartoffelsuppe, *die* Kartoffelsuppe.

Wenn er schreibt, zieht La Trémoille den Kopf ein und die Schultern hoch, dabei winkelt er beide Arme an. Betrachtet man seine untersetzte Gestalt, fallen die Falten in seinem Gesicht nicht auf. Konzentriert man sich auf den Kopf, werden die Falten zu Furchen, und er bekommt etwas von einer alten Schildkröte.

Hast du Angst vor der Liebe

bist du deshalb allein?

Denk daran

niemand kann

ohne Liebe sein

Drei Jahre lang habe ich La Trémoille gemieden, drei Jahre habe ich Laura nicht gesehen, drei Jahre ihr Buch nicht in die Hand genommen. Als ich auf La Trémoilles Palm mit den Zeilen aus Rex Gildos Song *Die Liebe* blickte, wurden die drei Jahre zu drei Tagen, drei Stunden oder drei Sekunden.

Ich sah Laura vor mir, wie sie auf meine Dachterrasse hinausging. Vor dem Hintergrund des weißen Himmels liefen schwarze Wasserfäden in regelmäßigen Abständen die Verglasung der Schiebetür herunter, weiße berührten den dunklen Holzboden.

Laura war nackt.

Ein Geburtsbild, sie schien im Leben verankert, zwischen dem kaum hörbaren Geräusch des Regens und meinem Schweigen? Oder ein Verzweiflungsbild, ein Todesbild über dem Königsplatz, dessen Asphaltbedeckung das Licht des Himmels anzog und verschluckte?

Ich versuchte, mich gegen die Erinnerung an Laura zu wehren. Aber ich erreichte nur, daß ich mit Lauras Augen sah, daß ich sie sah, sie sich selbst sah. Laura klemmte die linke Hand zwischen die Knie. Mit der rechten Hand umfing sie den linken Fuß. Sie hockte sich hin, das eine Bein auf dem Boden, das andere aufgestellt, und stützte sich auf ihre Faust. Sie schlug die Beine übereinander, so daß die Füße genau zur Deckung kamen, als ob sie nur einen Fuß mit sechs Zehen besaß.

Auf dem Bauch liegend, hob sie die Unterschenkel und kreuzte sie, dabei richtete sie sich mit dem Oberkörper auf. Das war kein Blick mehr durch ihre Augen. Sie ruhte auf der Seite, die Unterschenkel übereinander, die eine Hand zwischen den Füßen, die andere zwischen den Knien. Die Beine über Kreuz, lag sie auf dem Rücken.

Sie richtete sich auf und beugte sich vor, wer betrachtete ihre Brust? Sie ging barfuß über die nassen Planken, wer beobachtete ihren abknickenden Fuß? Sie hob den Arm hoch, und die Haare in ihrer Achselhöhle beschrieben einen Kreis. Wer sah diese riesenhaften Stücke Haut? Zart, faltig, fleckig, immer geprägt durch die Formen der darunterliegenden Knochen?

Für mich bedeutet das Schreiben eine Prüfung. La Trémoille prüft mit dem, was er schreibt, andere. Ich fließe in das aus, was ich schreibe. Ihm verleiht das Schreiben genau die Einheit und Dauerhaftigkeit, die es mir nimmt. Das Kreisen des Plastikstifts auf dem Touchscreen des Palm verkörpert seinen persönlichen Triumph.

La Trémoille stammt aus einem uralten Adelsgeschlecht. Er wurde in Paris geboren, sein Vater war als Diplomat an der französischen Botschaft in Bonn tätig, die Jugend verbrachte er in Deutschland. La Trémoille ist Lauras Agent. Er arbeitet allein, es gibt kein Büro und keine Sekretärin.

Als ich ihm in dem bierfarbenen Licht im Schumann's gegenüber saß, begriff ich, daß ich nicht Lauras Körper in meinem Inneren wiedererrichtete. Ich setzte Bilder von ihren Körperteilen und davon, was sie mit diesen Körperteilen tat, zu einem neuen Körper zusammen, der meiner sein sollte.

Zwei Ichs, als ich auf La Trémoilles Palm blickte. Ein Ich, das wollte, was ich wollte, und ein anderes Ich als Ort Lauras. Das erste Ich als Anzeige dessen, daß es mich wirklich gab, das zweite Bürge und Fälscher, das Bild seiner Unabhängigkeit vortäuschend und gleichzeitig den Widerspruch zwischen seiner angeblichen Einheit und seiner tatsächlichen Abhängigkeit auslebend. Das erste Ich war erstarrt, als es La Trémoille gesehen hatte. Das zweite hatte ihn als Spiegel gewählt.

Aber vielleicht war der Spiegel ja dunkel und La Trémoille nichts als der Literaturagent, der sein Einkommen maximierte, indem er die Einkommen seiner Autoren maximierte, und der deshalb jetzt auf seinen Palm geschrieben hatte: *Guggeis möchte dich sehen.*

Ich habe Angst vor der Liebe. Seit der Trennung von Laura bin ich allein. Aber niemand kann ohne Liebe sein.

Ich versuche, die Erinnerungen an Laura zu bekämpfen, indem ich an Beatrice denke.

Beatrice sprach mich vor drei Monaten im Polo Shop in der Maximilianstraße an. Drei Polo shirts waren in meiner Größe nicht mehr im Regal, die Verkäuferin, eine Amerikanerin, mußte ins Lager. Ratlos stand ich vor einer vollständigen Farbskala von Polo chinos und einer unvollständigen Farbskala von Polo shirts. Sie wollen mit der Verkäuferin ins Gespräch kommen?

Mißtrauisch musterte ich die große Frau mit den langen blonden Haaren, die unvermittelt in der Herrenabteilung aufgetaucht war. Sie lachte mich an und kam von der anderen Seite des Tisches zu mir herüber. Gerade hatte ich der Verkäuferin erzählt, daß ich selbst im Flagship store in New York auf der Fifth Avenue bestimmte Farben nicht bekommen hatte. Und hinzugefügt, in den USA seien die Läden in kleineren Malls oft überraschend gut sortiert. Sie hatte mir freundlich geantwortet, war jedoch nicht weiter darauf eingegangen. Beatrice beugte sich vor und flüsterte mir zu: Lassen Sie sich nicht abschrecken! Ich starrte verlegen auf meine Polos, wobei ich noch nicht wußte, ob es wirklich meine sein würden. Sie lächelte: Sie müßten Ihr Gesicht sehen, während Sie mit der Verkäuferin reden. Sie machen den Mund nicht auf, und Sie verziehen keine Miene. So wird das nichts. Ich murmelte in ihre Richtung: Warum kümmern Sie sich um meine Angelegenheiten. Sie trat näher zu mir hin: Wollen Sie nun mit der Verkäuferin etwas anfangen oder nicht?

Beatrice zog ihren Pullover aus, um ein Sweatshirt anzuprobieren, dabei hob sich das Herrenhemd, das sie über der Hüfthose trug, und entblößte ihren Nabel. Sie schüttelte

den Kopf, damit die blonden Haare über das orangefarbene Sweatshirt fielen, das ich vorher ebenfalls anprobiert hatte, zog es zurecht und blickte mich aus dem Spiegel heraus auffordernd an: Ist die Verkäuferin wirklich die Frau, die Sie brauchen?

In diesem Augenblick kam die Verkäuferin zurück, ein grünes und ein rotes Polo in der Hand. Ich fühlte mich erleichtert, weil sich die mir aufgezwungene Konversation nun einem absehbaren Ende zuneigte, und bemühte mich, der Verkäuferin erwartungsvoll und vielsagend entgegenzublicken. Beatrice ging den Stapel von Sweatshirts durch, der auf dem Verkaufstisch lag, und sagte beiläufig zu mir, Männer müssen authentisch sein, das ist die wichtigste Voraussetzung für den Erfolg bei Frauen.

Ich bin kein Bestsellerautor, meine Bücher sind nicht spektakulär.

Aber ich schreibe schnell, fast jedes Jahr erscheint ein Buch von mir. Das ergibt ein für einen Schriftsteller unüblich regelmäßiges Einkommen. Sonst könnte ich nicht auf der Maximilianstraße einkaufen.

Natürlich besteht mein Leben nicht darin, ständig in die USA zu fliegen und in Groß- und Kleinstädten die Malls zu vergleichen. Das merkte die Verkäuferin, das merkt jeder. Was soll man mit jemandem anfangen, der einem von seinem Leben erzählt, und es ist gar nicht sein Leben, aber es ist auch nicht das Leben, das er erstrebt?

Ich kaufte nicht nur die Hosen, sondern auch die Hemden, obwohl Magenta fehlte und ich meine Farbskala nicht vervollständigen konnte. Hätte Beatrice mich nicht beobachtet, ich hätte überhaupt nichts genommen, aber ich mußte ihr beweisen, daß ich das Geschäft nicht nur wegen der Verkäuferin aufgesucht hatte. Magenta ist eine Allerwelts-

farbe, die ich verabscheue, ich glaube nicht, daß ich das Polo jemals angezogen hätte.

Die Verkäuferin hatte inzwischen begriffen, daß sie Gegenstand der Unterhaltung ihrer beiden Kunden war. Womöglich hatten wir sogar eine Wette abgeschlossen, wie sie sich verhalten würde. Sie blickte mich nicht mehr an, reichte mir schweigend die Rechnung, nahm ohne Kommentar meine Kreditkarte in Empfang und gab mir wortlos die Tüte mit den Hemden und Hosen.

Eigentlich wollte ich noch in der Kunstbuchhandlung in einer Nebenstraße der Maximilianstraße vorbeischaun, doch die Lust dazu war mir vergangen.

Warten Sie! Ich drehte mich um und sah meine Schutzheilige hinter mir herlaufen. Sie hatte sich ihren Mantel nur übergeworfen. Ich beachtete sie nicht, sondern stieg in meinen Golf, den ich vor der Buchhandlung geparkt hatte. Sie klopfte an das Fenster der Beifahrerseite und deutete auf den Verriegelungsknopf. In diesem Augenblick trat die Inhaberin der Buchhandlung auf die Straße, sie erkannte mich und grüßte freundlich. Mir blieb nichts anderes übrig, als die Verriegelung zu öffnen. Beatrice riß die Tür auf, schwang sich auf den Beifahrersitz und schlug die Tür sofort wieder zu.

Sie holte die Haare unter dem Mantelkragen hervor und blickte mich aus grünen Augen mitfühlend an. Ihre Haare schienen von Natur aus hellblond zu sein. Die langen Beine über Kreuz, lehnte sie sich zurück: Ich wollte Ihnen nur sagen, die Dinge stehen für Sie nicht so schlecht, wie Sie vielleicht denken! Sie haben nichts kaputtgemacht, die Verkäuferin ist zu haben! Ich widersprach: Aber nicht für mich. Unbeeindruckt fuhr sie fort: Ich bin der Meinung, diese Frau paßt nicht zu Ihnen. Aber wenn Sie entschlossen sind, bin ich bereit, Ihnen zu helfen.

Das Licht der beiden Fackeln rechts und links neben dem Eingang spiegelte sich derart im Glas der Eingangstür, daß ich zögerte, den Türgriff anzufassen, als ob die vor mir züngelnden Flammen meine Hand ansengen konnten.

Ich hatte Beatrice im Wagen meine Telefonnummer gegeben, sonst wäre sie nicht ausgestiegen. Sie hatte mich ins Lenbach eingeladen, wir trafen gleichzeitig ein. Über den Catwalk aus von unten blau beleuchteten Glasplatten wurden wir zu unserem Tisch geleitet. Die Kellner sahen in den schwarzen Anzügen mit den kleinen, hohen Revers wie Konfirmanden aus.

Wir bekamen einen Tisch im hinteren Teil des Saals zugewiesen. Während Beatrice an der Wand Platz nahm, blickte ich zu der in Weiß und Graublau gehaltenen, mit Friesen und Stukkaturen verzierten Decke hoch. Die roten Polsterstühle wirkten nur so lange bequem, wie man nicht Platz genommen hatte.

Guten Abend, mein Name ist Florian, ich werde Sie heute bedienen. Der Kellner hatte sein schwarzes Haar gegelt und nach hinten gekämmt. Beatrice lachte ihn an: Hallo Florian! Er blinzelte überrascht, bevor er uns die Speisekarten reichte und erläuterte, welche Gerichte der Küchenchef noch für den Abend vorbereitet hatte. Danach fragte ich Beatrice, ob sie sich die Zusatzauswahl gemerkt hatte, sie konnte jedes Gericht aufsagen, ich erinnerte mich nicht an ein einziges.

Ich trank auf nüchternen Magen Wein. Beatrice erzählte mir, in ihrer Freizeit koche sie und mache sogar die Wäsche. Ich bekannte, ich sei nervös, mein letztes Rendezvous liege länger zurück. Beatrice gefiel mir. Das erste Mal miteinander auszugehen ist nie einfach, bemerkte sie verständlich und fuhr fort: Es ist immer schwer einzuschätzen, wie

das läuft. Gerade wenn der Typ wirklich nett ist, kann ich den Abend nicht genießen, weil ich dauernd überlege, ob wir nachher Sex haben werden. Ich warf ein, für den Mann sei es schwerer. Versucht er es, obwohl es die Frau nicht will, steht er dumm da, will sie es, und er versucht es nicht, steht er auch dumm da. Wie soll das der Mann jemals richtig machen? Indem er es auf jeden Fall versucht, antwortete Beatrice ungerührt. Ich fragte mit unsicherer Stimme, wirklich? Es zeigt, daß der Mann Selbstvertrauen hat, darauf stehen die Frauen, erklärte Beatrice. Das heißt nicht, daß der Mann etwa grob oder aufdringlich sein darf. Aber die Frauen wollen Männer, die wissen, was sie wollen. Das finden sie sexy.

Sie trug eine längsgestreifte Hose mit niedriger Taille und ausgestellten Hosenbeinen wie aus den Siebzigern, dazu einen schwarzen Ledergürtel mit einem in Kunstharz eingegossenen Pfauenauge als Schließe. Die Ärmel der beigefarbenen Naturseidenbluse bedeckten die Hände, dafür war die Bluse weit ausgeschnitten und ließ den Nabel frei. Als der Kellner nachlegen wollte, lehnte sie ab: Nein danke Florian, ich möchte nichts mehr essen, sie streckte die endlosen Beine neben dem Tisch aus, so daß er die Schuhe mit den Bleistiftabsätzen sehen konnte, sonst perforiere ich mit meinen Absätzen Ihren Catwalk. Florian blickte auf ihre Taille und lachte laut auf: Die Gefahr besteht nun wirklich nicht! Sie berührte seinen Arm, er beugte sich zu ihr herunter. Sie lachen, aber wenn ich Pech habe, finde ich nie einen Mann. Beatrice blickte mich an, während sie zu ihm sprach. Florian strahlte: Soll das heißen, Sie beide sind nicht ...? Nein, wir sind nur befreundet.

Nach dem Essen schlug Beatrice vor, eine Bar in Schwabing zu besuchen und auf dem Weg dorthin noch schnell bei

einem Haus vorbeizuschauen, das Freunde von ihr renovieren ließen, die sich für mehrere Wochen außer Landes befanden. Sie hatte den Schlüssel und tauchte zu unterschiedlichen Zeiten im Haus auf, um die Handwerker zu überwachen. Eins von zwei völlig baugleichen zweigeschossigen Jugendstilhäusern in der Karl-Theodor-Straße. So auffällig hergerichtet das eine, so vernachlässigt das andere, die Fassade schwarz, die Fenster fast blind.

Das Parkett war im ganzen Haus ausgebessert beziehungsweise neu verlegt, im Erdgeschoß trocknete der Verputz, im Obergeschoß waren die Stuck- und Malerarbeiten fertig. Von den ursprünglichen Verzierungen hatte man Abgüsse gemacht und danach den Stuck abgeschlagen, auf dem neuen Verputz konnten die Stuckverzierungen viel haltbarer wiederauferstehen.

In den Zimmern gab es noch keine Beleuchtung, das durchs Schlafzimmer einfallende Korridorlicht begleitete uns ins Bad. Wir liefen auf einem weißen Marmorboden, die Wände waren mit fast mannshohen Marmorplatten verkleidet. Beatrice inspizierte zuerst die riesige Badewanne, die auf einem Marmorsockel stand, danach die beiden unter einem ausladenden Spiegel installierten Waschbecken auf der Breitseite des Bads. Ich ging zu der Trennwand, hinter der sich, ebenfalls auf Marmorsockeln, eine Toilette und ein Bidet befanden. Das Bad schien geputzt, weder Beatrice noch ich machten beim Gehen Geräusche. Sie hatte ihre Schuhe schon an der Eingangstür ausgezogen, damit sie das Parkett nicht beschädigte.

Brausen konnte man nur in der Badewanne. Die Wasserhähne, der Schlauch, die Halterung und der Kopf der Brause konnten nicht aus Messing sein, sie glänzten nicht, sondern schimmerten matt, sie mußten vergoldet sein.

Ich drückte einen Schalter, nicht damit rechnend, daß die Strahler angehen würden, die auf die Waschbecken, die Badewanne, die Toilette und das Bidet gerichtet waren. Beatrice zog mit einem Schwung ihre Bluse aus und lehnte sich an das rechte Waschbecken. Nur noch mit der Siebziger-Jahre-Hose bekleidet.

Ich starrte sie an.

Ich fände es nett, wenn du herkommst.

Während ich auf sie zuing, legte sie zuerst den Gürtel mit der Pfauenaugenschließe ab und öffnete dann den Knoten der Lederbänder, die den Reißverschluß ersetzten. Die Hose fiel von selbst auf den Boden.

Jetzt bist du dran.

Ich zog meine Jacke aus und überlegte, wo ich sie deponieren konnte. Beatrice machte eine Kopfbewegung in Richtung ihrer Bluse, die sie auf das Waschbecken neben sich geworfen hatte. Sie trat nach vorn, um aus der Hose zu steigen, dabei hielt sie sich an dem Waschbecken hinter ihr fest.

Ich knöpfte mein Hemd auf, zog es aus und ließ es auf den Boden fallen. Als ich die Hände nach Beatrice ausstreckte, schüttelte sie abwehrend den Kopf, ihre langen Haare bedeckten ihre Brüste. Sie blickte zuerst auf meine Hose und dann auf ihre Hose am Boden. Ich sagte ihr, daß ich meine Hose bei unserer ersten Begegnung in dem Polo Shop gekauft hatte.

Nachdem meine Hose ebenfalls am Boden lag, ließ sie sich aufs linke Knie nieder, ihr rechtes Bein blieb aufgestellt, mit der linken Hand umfaßte sie meinen Schenkel.

Dann erhob sie sich und lehnte sich an die Wand, die Toilette und Bidet abtrennte. Mit der rechten Hand preßte sie ihren Unterkörper gegen meinen, mit der linken zog sie meinen Kopf zu sich hin, um mich zu küssen.

An keinem anderen Ort hätte ich Beatrice das erste Mal lieben können. Im Bad des neu hergerichteten, noch unbewohnten Hauses flüchtete ich nicht mehr in meinem Körper, zog ich mich nicht mehr an die Stelle meines Körpers zurück, an der ich am wenigsten mit meiner Umgebung in Beziehung treten mußte. Beatrice hatte die Außenwelt verbannt, sie konnte uns nicht mehr beeinflussen und wir sie nicht mehr. Beatrice machte sowohl meinen Körper als auch mich stark.

Ich war hyperisoliert und hyperkonzentriert: Das Licht ging durch mich hindurch, ich warf keinen Schatten. Das Licht machte mich frei, im Licht verstand ich Beatrice. Das Licht war die Zeit. Ich begrenzte nicht mehr die Möglichkeiten meines Körpers, mein Körper fand zu seinen ursprünglichen Wichtigkeiten. Einen Luxus für mein Ich bildend, gab mein Körper die Härte nach außen ab, die sonst mein Ich erzeugen mußte. Mein Ich konnte sich verfeinern, mit dem Licht verschmelzen. Wer würde in diesem Treibhaus seine Chancen am besten nützen? Beatrice, das Licht, mein Körper oder sogar ich?

Sie kniete sich hin, ich küßte ihre Schultern. Auf dem glatten Boden, die Fugen waren abgeschliffen, rutschten wir an der Trennwand vorbei, bis wir vor dem Bidet zum Halten kamen.

Plötzlich begannen die Strahler über uns zu flackern. Im vorderen Teil des Bads leuchteten sie unverändert hell. Ich lehnte mich mit dem Rücken an das Bidet, Beatrice stützte sich mit den Armen nach hinten ab und setzte sich auf mich. Über uns pulsierte das Licht immer schneller, als wolle es uns zur Eile anhalten. Ich nahm ihre linke Brust in den Mund, dabei glitt ich am Bidet vorbei und mußte mich an dessen Rand festhalten.

Schließlich fielen die Strahler über uns völlig aus, und wir befanden uns in einer dunklen Höhle. Das Licht aus dem anderen Teil des Bads bildete unsere Körper als Schatten an der Wand ab. Glücklicherweise, daß ich unseren Schatten folgen konnte, stimmte meine Zeit mit der Beatrices überein.

Gemeinsam suchten wir wieder die Helligkeit. Erst im Spiegel fiel mir die große waagrechte Narbe an ihrer linken Bauchseite auf. Ich fragte sie danach, sie antwortete mir, sie habe früher Morbus Crohn gehabt, ihr sei ein Teil des Darms entfernt worden. Ich fragte nicht, wann *früher* war, die Narbe schien kosmetisch nachbehandelt zu sein. Sie fügte hinzu, Morbus Crohn sei eine entzündliche Darmkrankheit, deren Ursache nach wie vor unbekannt sei, man nehme jedoch an, es gebe auch psychische Gründe. Seit der Operation habe sie nie wieder Probleme gehabt.

Als ich meine Unterhose anziehen wollte, bedeutete sie mir mit einer Geste innezuhalten. Sie reichte mir ihren Tangaslip und forderte mich auf, ihn anzuprobieren. Ich sagte lächelnd, er würde kaputtgehen, sie wiegelte ab, er sei sehr elastisch. Während ich in den Slip stieg, kam ich ihr ganz nah und merkte, daß ihr Atem wieder rascher ging. Ich zog den Slip hoch, sie lächelte zurück.

Alles, was für andere Menschen der Körper leistet, verwirklicht meine Handschrift. Sie grenzt mich gegen andere ab, sie vereinigt mich mit den anderen. Meine Handschrift führt fort, was ich nicht selbst fortführen kann, sie ist, was ich nicht selbst sein will.

Das Bild auf dem Bildschirm traut dem Geschriebenen Eigenschaften zu, die es im ersten Versuch nie und nimmer

besitzen kann. Die Computerdarstellung eines Textes gaukelt uns vor, der Entwurfsvorgang sei mit dem ersten Niederschreiben bereits abgeschlossen, man müsse nur noch Korrektur lesen, höchstens ein paar Kleinigkeiten verändern. Ein Satz im Computer stellt eine Frage dar, die als Antworten andere Sätze erzwingt, dabei ist die Entscheidung über den Satz selbst noch gar nicht gefallen.

Ich schreibe ausschließlich mit der Hand. Nichts gefährdet den Anfang mehr als ein einzelnes Wort oder ein einzelner Satz. Ein Wort oder ein Satz auf dem Bildschirm wäre für mich wie eine Mauer. Ein Satz auf dem Bildschirm hat immer einen Anfang und ein Ende, bei einem Satz meiner Handschrift weiß man nie, ob er einen Anfang hat oder wo das Ende ist. Die Computerschrift ist sicher. Meine Handschrift ist unsicher, sie hält Entscheidungen in der Schwebe. Ich verlagere mein Denken nach außen, in den Stift, mit dem ich schreibe, in die Bewegung des Stifts auf dem Papier. Durch das fortdauernde Hervorzaubern von Buchstaben und Worten aus dem Nichts kann ich weder Gedanken fassen noch meine Gedanken entwickeln.

Mein Handwerk besteht darin, Spuren aus Sätzen zu erzeugen. Am Beginn stehen Sätze, die sichtbare wie unsichtbare Eigenschaften zu Papier bringen und auf diese Weise eine Brücke zwischen dem Denkbaren und dem Ausdrückbaren schlagen. Die verschiedenen Spuren überlagern sich und erzeugen neue Spuren. Die Sätze im Computer bringen keine neuen Spuren hervor.

Aus den vibrierenden, irritierenden Spuren drängen die wesentlichen in den Vordergrund, präziser als andere, klären nicht nur ihr Verhältnis zur Welt, sondern auch ihre Beziehung zu den anderen Spuren. Die vagen Spuren sorgen für Beweglichkeit, machen Druck, indem sie auf ungelöste

Probleme hinweisen. Je zahlreicher die Spuren, je häufiger sie sich überlagern, um so größer die Chance, daß sich neue Zusammenhänge ergeben.

Ich wähle nicht bestimmte Spuren aus, um sie weiterzuverfolgen, und lasse andere brachliegen. Ob mich von Anfang an ein Plan leitet, den ich nur nicht ausformulieren kann, oder ob ich den Plan erst in dem Augenblick fasse, in dem sein Gegenstand durchscheint, kann ich nicht angeben. Die Summe des noch so sorgfältig ermittelten Wissens über das, was ich schreibe, ist nicht bruchlos und nicht zwangsläufig in das überführbar, was ich schreibe. Bestimmte Spuren verlaufen gleich zu Beginn, manche verzweigen sich bis zuletzt. Undenkbar, das Ziel des Schreibens festzuhalten, auszusprechen.

Auf dem Bildschirm kann ich jedes Wort ohne Folgen durch ein anderes ersetzen. Die Veränderung einzelner Wörter, ganzer Sätze bringt keinen Erkenntniszuwachs. Die Spuren der Sätze, die ich mit der Hand geschrieben habe, bilden ein Geflecht, das Wissen abbildet, über die Eigenschaften der Dinge, über das Spektrum der unendlich vielen Arten und Weisen, wie Menschen sich verhalten, zugleich eine Sammlung von Ideen. Einerseits relativieren sich die verschiedenen Areale dieses Geflechts gegenseitig, andererseits ergänzen sie sich zu größeren und umfassenderen Zusammenhängen, in jedem Fall schulen sie einander in Toleranz.

Meine Handschrift drückt alle Entscheidungen aus, die routinemäßigen wie die außerordentlichen, aber auch diejenigen, die sie nicht ausdrücken kann oder nicht ausdrücken soll. Fallen die Entscheidungen heraus, die die Schrift nicht ausdrücken soll, sorgen sie für ordinäre Häßlichkeit. Vergleiche ich Aufzeichnungen aus verschiedenen Jahren,

erkenne ich Muster viel leichter, als wenn ich nur einen zu einer bestimmten Zeit entstandenen Text betrachte. Die Zeit hilft meiner Handschrift, konkret zu werden – nicht mit ihrem Vergehen, sondern durch ihre Tiefe. Die Zeit ordnet meine Handschrift, sie macht Vorschläge, wie Wörter und Sätze abgegrenzt werden können.

Meine Manuskripte sind nichts anderes als vorübergehend festgehaltene Bewegungsformen. Ein Text ist kein Gefäß, das jemand einmal mit Vorstellungen hat volllaufen lassen bis zum Rand und das dann stillsteht. Denn der Strom der Vorstellungen, der in den Text hineingeflossen ist, muß ewig aus ihm weiterfließen wie Zaubерwasser aus der leeren Zauberkaraffe. Jeder Text ein Punkt, der mit dem gesamten Universum in Verbindung steht.

Meine Handschrift sprießt, sie schießt auf, sie biegt sich, sie spaltet sich, sie fügt, sie verbindet, sie trägt, sie hält.

Meine Hand fährt einfach über das Blatt. Ich überlege nicht, sondern ich lasse meine Wahrnehmung ins Unbewußte fallen. Ich folge dem, was ich schreibe, nicht mein Schreiben folgt mir. Ich betätige mich körperlich, als machte ich große Sprünge oder legte weite Strecken zurück. Was ich schreibe, ist geboren aus der Bewegung meiner Hand, aus der Leichtigkeit oder der Schwere meines Handgelenks. Meine Hand gibt meiner Schrift nach, während ich in meinen Gedanken abschweife, bei Dingen anlange, die überhaupt nichts mit dem zu tun haben, was ich schreibe.

Ich löse mich von meinem Leben und Erleben und trete in einen Zusammenhang ein, in dem alles zugleich sorgfältig geplant und zufällig ist. Der Raum und die Zeit des Lebens verwandeln sich in etwas anderes Räumliches und in etwas anderes Zeitliches, das aus den Zeilen meiner Handschrift

und aus der Leere zwischen ihnen besteht. Die Schwerkraft und andere physikalische Gesetze ordnen meine Handschrift und verstricken ihre verschiedenen Linien wie zufällig ineinander. Das ist mein Lieblingsgedanke. Derart darf meine Schrift, die mein Leben und das der anderen gleich behandelt, auch Ornamente bilden. Diese Ornamente stellen dann keine zwingenden Zusammenhänge dar, sondern etwas, das sich von ihnen so weit entfernt hat, daß es nie wieder zu ihnen zurückgelangen kann, obwohl es weiß, ohne sie wäre es niemals zustande gekommen.

Nachdem ich Beatrice nach Hause gebracht hatte, schrieb ich bis zum Morgengrauen. Dann legte ich mich hin und träumte. Ich war wieder mit Beatrice zum Essen im Lenbach, diesmal in der Mitte des Saals. Eine ungeheure Wut brodelte in mir. Ich warf Messer und Gabel auf den Tisch, Beatrice nahm es nicht zur Kenntnis. Erst als ich aufstand und den Stuhl hinter mich schleuderte, blickte sie auf.

Ich zog eine Pistole heraus, entscherte sie und schrie: Niemand bewegt sich!

Die Pistole vor mich haltend, drehte ich mich einmal um die eigene Achse, dabei rief ich: Alle bleiben genau da, wo sie sind! Einige Gäste fingen an zu kreischen. Ich ging zur nächsten Säule, damit ich niemanden in meinem Rücken hatte. Als ich bemerkte, wie sich ein Kellner und zwei Frauen ganz langsam zur Ausgangstür hinbewegten, brüllte ich: Ich habe doch gesagt, alle bleiben, wo sie sind! Abwechselnd zielte ich auf die beiden Frauen und den Kellner. Auch andere, die sich zu den Fenstern begaben oder in den Ecken des Raums Schutz suchen wollten, rührten sich jetzt nicht mehr. Ich erklärte den Leuten, warum ich so wütend war. Man hatte mir eine große Ungerechtigkeit zu-

gefügt, aber ich wußte nach dem Aufwachen nicht mehr, worin diese bestanden hatte.

Ich hatte gar nicht mitbekommen, daß sich Beatrice erhoben hatte. Sie ging auf mich zu und sagte ganz ruhig: Du machst den Menschen angst. Ich zielte auf sie und rief: Geh weg! Sie ging weiter auf mich zu und sagte: Bitte verletze niemanden. Ich schrie: Ich werde schießen! Sie kam immer näher und sagte: Die Menschen haben dir doch nichts getan. Ich fragte: Woher willst du das wissen?

Als sie unmittelbar vor mir stand, streckte sie beide Hände aus und umfaßte meine rechte Hand. Sie blickte mir in die Augen und drückte ganz langsam meine Hand mit der Pistole nach unten. In diesem Augenblick hörten die Gäste und ich eine Lautsprecherdurchsage von der Straße hinter dem Lenbach-Palais. Ich schnellte herum und sah durch die riesigen Fenster, wie Polizeifahrzeuge die Straße abriegelten und Scharfschützen auf mich zielten.

Ich schoß sofort, aber ich gab nur zwei oder höchstens drei Schüsse ab, denn ich erhielt einen Schlag in den Magen, der mich umwarf. Obwohl ich nicht hart mit dem Kopf auf dem Boden aufschlug, war ich benommen. Die Hand mit der Pistole streckte ich von mir, so daß für niemanden mehr Gefahr bestand, die andere Hand legte ich auf die Stelle, wo mich der Schlag getroffen hatte. Ich spürte etwas Warmes.

Es dauerte lange, ehe ich mich dazu durchrang, den Kopf zu heben und die Stelle ins Auge zu fassen. Unter meiner linken Hand hatte sich ein roter Fleck gebildet, der immer größer wurde.

Ich blickte zur Decke hoch und sagte: Ich werde gleich sterben, oder? Meine linke Hand fiel zur Seite, ich spürte die Pistole in der rechten Hand nicht mehr, nicht einmal den

Kopf konnte ich mehr drehen. Beatrice ließ sich auf die Knie nieder, genauso langsam, wie sie vorher auf mich zugegangen war. Sie legte ihre rechte Hand auf die Stelle, wo mich der Schlag getroffen hatte, und sagte: Niemand wird sterben.

Ich wußte nicht, ob ich mit meinen Schüssen jemanden getroffen hatte. Die Gäste verharrten reglos auf ihren Plätzen, die Polizisten vor dem Fenster machten keine Anstalten, den Saal zu stürmen, alle sahen uns neugierig zu.

Plötzlich spürte ich meine Hände wieder, und ich konnte den Kopf heben. Ich verfolgte, wie der rote Fleck kleiner wurde und schließlich ganz verschwand. Die Stelle war nicht mehr warm. Ich betastete mein Hemd, und ich fühlte nicht einmal ein Loch. Als ich aufwachte, hielt ich meine linke Hand an dieselbe Stelle.

Der Schriftsteller ist der einzige, dem noch erlaubt ist, *ich* zu sagen.

Der Wissenschaftler darf das Wort gar nicht in den Mund nehmen. Tut er es trotzdem, gibt er zu erkennen, daß er einen Standpunkt vertritt, den niemand sonst teilen will. Nur Außenseiter und Querulanten sagen *ich*.

Der Geschäftsmann darf lediglich dann *ich* sagen, wenn er tatsächlich nicht sich selbst meint, sondern im Namen der Firma spricht. Aus tiefster Überzeugung. Die Firma spricht durch den Geschäftsmann. Der Geschäftsmann darf für die Firma angeben.

Weil es ihnen verboten ist, wollen alle anderen, daß der Schriftsteller *ich* sagt.

Der Schriftsteller sagt *ich*, auch wenn er gar nicht *ich* sagt.

Jede Figur ist immer er. Der Schriftsteller sagt immer *ich*. Der Schriftsteller gibt mit der ganzen Welt für die für die ganze Welt an.

Beatrice möchte mir beibringen, *du* zu sagen.

Der erste Schritt meines Umerziehungsprogramms bestand darin, daß ich Beatrice auf den Ball der Freunde des Hauses der Kunst begleitete. Für die Freunde, die den größeren Teil des Budgets aufbringen, der kleinere Teil wird von der öffentlichen Hand finanziert, werden Previews, Führungen, Reisen und einmal im Jahr der große Ball veranstaltet. Die Funktionäre des Vereins sind allesamt gescheiterte Industrielle, diejenigen, die wirklich das Geld in die Kasse bringen, übernehmen keine Funktionen. Beatrice hat die Mitgliedschaft von ihrem Vater übernommen.

Wir hatten Plätze unmittelbar an der Tanzfläche und waren noch beim Dessert, als die ersten Ballbesucher mit dem Tanzen begannen, darunter Guggeis. Er mußte später gekommen sein, beim Stehempfang hatte ich ihn nicht gesehen. Er ist kein Freund, jemand hatte ihn mitgebracht, wie Beatrice mich. Eigentlich hätte er mich erkennen müssen, aber er konnte wirklich nicht mit meiner Anwesenheit rechnen, ich selbst erkannte mich kaum wieder in dem Smoking, den ich mir für den Anlaß hatte kaufen müssen.

Ich drehte den Stuhl so, daß ich den Tanzenden den Rücken zuwandte, und stieß übertrieben herzlich mit den anderen Tischgästen an, obwohl ich sie gerade erst kennengelernt hatte. Als die Kapelle endlich Pause machte, erhob ich mich sofort und ging hinaus.

Beide hatten wir unsere Handys dabei, ich rief Beatrice an und erklärte ihr, mir sei nicht gut, sie fragte, ob sie mir helfen könne. Ich antwortete, auf der Herrentoilette könne sie

das leider nicht. Ihre Stimme drückte nicht die Besorgnis aus, die für den Fall angebracht war, daß mir wirklich schlecht gewesen wäre. Sie begriff, es war ein Vorwand.

Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Nicht einmal die Kabine verlassen konnte ich, es bestand ja die Möglichkeit, daß Guggeis hereinkam, vor der Spiegelreihe würde ich ihm nicht entgehen.

Nach einer Ewigkeit, zumindest kam es mir so vor, rief Beatrice mich an. Sie fragte gar nicht, ob ich mich besser fühlte, sondern schlug kommentarlos vor zu gehen. Wir trafen uns vor der Garderobe.

Ich griff nach ihrer Hand, als wir zu meiner Wohnung liefen. Sie erkundigte sich, ob es etwas mit dem großen Mann auf der Tanzfläche zu tun gehabt hatte. Ich erklärte ihr, wer Guggeis war. Darauf konnte sie sich auch an Fotos aus der Zeitung zum Jubiläum seines Verlags erinnern.

Beatrice hatte mit Herren von unserem Tisch getanzt und dabei die Nähe von Guggeis gesucht, um ihn zu beobachten.

Während des Tanzens habe er ständig geredet und gestikuliert. Sie habe an einen Schauspieler denken müssen, der weiß, daß er schauspielert, der aber zugleich an das glaubt, was er spielt. Sie könne ihn sich überhaupt nicht allein vorstellen, es gebe ihn nur, wenn er Publikum habe.

Erst habe er mit einer älteren Dame getanzt, dann mit einer jüngeren Frau, die der ersten ähnlich gesehen habe, vielleicht ihre Tochter. Beim ersten Mal habe er eine Hauptrolle in einem klassischen Stück gegeben, beim zweiten Mal eine Charge gespielt. Einen Aufschneider, der auf einer Parkbank Volksreden hält, der jungen Dame habe es gefallen. Der älteren Dame habe er geschildert, wie er eine Welt erst propagiert und schließlich in die Wirklichkeit umge-